Heimat und Ferne

Dienstag, 5. Juli 1932

Nummer 25

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Das verschollene Dorf

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Der leise Sommerwind raunt im ewigen Wälderschweigen. Sonnenspeere blitzen im hundertfältigen Grün der Wipfel und Kronen. Ein Tannenzapfen fällt in den Farn, ein Zaunkönig piepst, ein Quell klingt verloren durch den sommerlichen Wald, der sich Stunden weit erstreckt und im Halbbogen die Heimat umhütet.

Seit ich als Büblein an dieser Stätte die Felssteine fand, die zu Reihen geschichtet, durch den Wald liefen, weiß ich: diese Steinreihe war ein Feldrain, und die Breite daneben war ein Feld, und der Sumpf war ein Weiher, und die Feuerstelle, die ich unter vermorschtem Laub entdeckte, war ein Herd, eine Menschenheimat.

In diesem Urwald stand einst ein Hof, ein Dorf. Wiesen grünten, Felder blühten, wo der Urwald jetzt dunkelt. Niemand weiß es mehr als die raunende Sage. Und selbst die schweigt vor dem großen Geschehen der Gegenwart, dem Krieg. Keine Chronik meldet von der Siedelstätte, nur die Steinreihen reden, die Herdstellen munkeln noch von ihr.

Verschollen, singt der Sommerwind. Die reden könnten, sind tot. Wo modern ihre Leiber? Ihre Heimstätten hat der barmherzige Wald beschritten nach seinem ewigen Recht. Die Feldbreiten, die seinem Bereiche abgetrotzt waren, hat er wieder zurückerobert mit wuchernder Gewalt. Zuerst hat er die Brombeerranken über die wilde Brache gebreitet, dann die säuftlichen Birken, dann die lichten Buchen, zuletzt den schwarzen Tann. Und die Siedlung der Menschen ist wieder Wald geworden. Wo ein Kindlein in der Wiegen geweint, strotzt ein Wacholder; wo der Sämann durch die Furchen geschritten, wuchern Heidelbeeren; wo Herzliebste in seliger Sehnsucht gesessen, wechseln Rehe durch den tausendjährigen Wald.

Nichts ist mehr geblieben von der Menschensiedlung, nicht einmal der Name. Verschollen, singt der Sturmwind.

Und wieder liege ich hier in diesem vergessenen Siedelbereiche mit den nämlichen Schauern wie als Büblein, als ich Feld und Rain, Wegspur und Herdstelle im wilden Wald erkannte. Und wie damals umgeistern mich die Seelen der Menschenkinder, die namenlosen, ewig Vergessenen, die hier vor tausend Jahren und mehr Mensch waren, wie ich heute bin.

Wieder gehen sie mich an, die Unbekannten, Mann und Weib, Greis und Kind, mich, die einzige fühlende Seele, die nach einem Jahrtausend noch von ihnen weiß. Wie in Opferschalen tragen sie mir ihr Schicksal zu, Seele zu Seele. Sie umschauern mich im Wipfelrauschen, sie lispeln im Sommerwind, der ganze Wald ist ein Wehen von dem Unsagbaren, das hier geschah: die Leiber sind vermodert und verstaubt, längst, längst, aber die Seelen leben und atmen um mich. Sie raunen und raunen von Menschenglück und Menschenleid, von Frieden und Heimat, und sind selig, daß sie einen gefunden haben, der eine Seele hat, sie zu verstehen.

Was reden sie? Nichts von großen Dingen und Taten, nichts von dem Schreckbaren, das über diese Siedlung hereinbrach und den Wald wieder zum Herren setzte.

Sie sagen, wie schön es war, wenn die Sonne über dem Osterwald aufging und die Täler dampften, wie schön es war, wenn von den Kuppen der Waldberge das Licht herdrang in die Siedlung, alles überflutend, alles belebend, still jauchzend in seligem Drang.

Wie schön war es, wenn der Flachs in blauen Weiten die Felder hinblühte, wenn die Wachtel im abendlichen Korne sang, wenn der Heerwagen über der schlafenden Siedlung stand! Wie schön war es, wenn sie die Rinder zu Walde trieben, wenn sie säten und ernteten, wenn sie am winterlichen Webstuhl das Wams bereiteten!

Wie schön war es, wenn ein Gewitter über die Fluren donnerte, daß sie sich schauernd der Gottheit neigten, die ihnen zum Zeichen der Versöhnung den Siebenfarbenbogen über die Siedlung zauberte!

Wie schön war es, wenn mit dem wachsenden Licht die Südlandsvögel wiederkamen und an den alten Nistständen ihr liebes Gewese trieben, wenn das Hirtenhorn durch die Gassen gellte, wenn das Linnen auf den Bleichwiesen in der Sonne lag, wenn der Sommer die Saaten reifte und die Gräser dorrte!

Wie schön war es, wenn sie dem scheidenden Lichtgeiste die Sonnenwendfeuer auf den Waldblößen entzündeten, wenn sie in den Rauhnächten das Walten des wiederkommenden Lichtgeistes schauernd ahnten, wenn sie die Heldenlieder ihres Volkes sangen, wenn sie abends um das Herdfeuer saßen, wenn die Männer und wissenden Frauen uralte heilige Weisheit kündeten, daß alle das Walten eines Ewigen heilig im Herzen ahnten.

Wie schön war es, wenn die Linde, von den Ursiedlern gepflanzt und geweiht, ihre Aeste wie segnend über dem Rate der Männer hob, die über das Wohl der Gemeinde tagten und Weises ins Werk setzten!

Wie schön war es, wenn sie in menschlichem Zusammenstehen einander aushalfen nach dem Gesetze des fühlenden Herzens; wie schön war es, wenn sie dem fremden Wanderer auf der Schwelle Salz und Brot gaben, daß er Heimrecht habe und mit ihnen am Herdfeuer säße und Kunde gäbe von fremdem Land und anderm Brauch! Wie schön war es, wenn sie in allem das Walten der Gottheit erkannten und darnach ihr Gewese einrichteten!

Wie schön war alles, wie schön, wie schön!

So reden und raunen mir die Seelen der Siedelmenschen aus dieser frühen Zeit. Heimat, Friede, Licht, Menschlichkeit war ihres Lebens Inhalt. Und es war so schön!

Bis das Grausame geschieht: Der Feind fällt wie ein Wolf ins Land. Der Herzog ruft den Heerbann wider die Hunnen. Die Heerhörner gellen, die Heerfeuer rauchen, die Männer stellen die Pflugschar weg und ergreifen Schild und Speer. Und während sie ausziehen, flüchten die Alten und Frauen in die Wälder, denn der Feind ist nahe. Weithin weisen brennende Siedlungen seines Weges Spur. Wann wird der rote Hahn in den eigenen Herd fliegen?

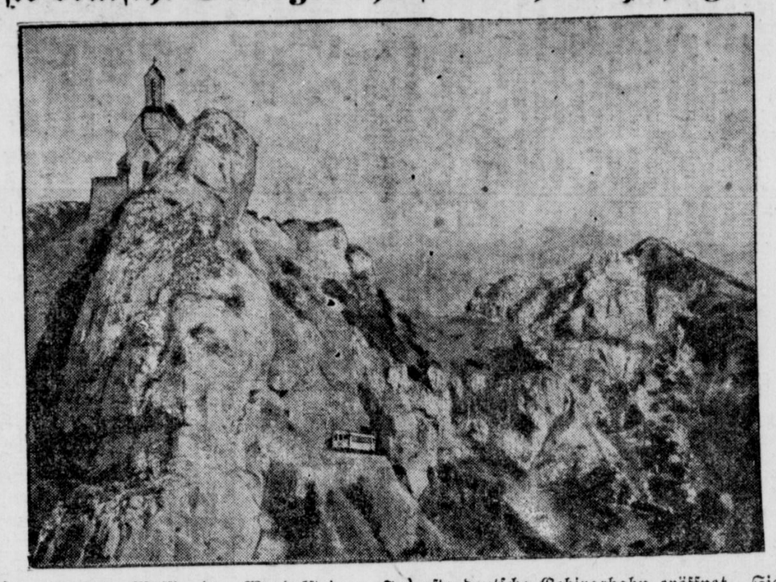
Ueber Nacht wird die Heimat zur Wüstenei. Die Männer erliegen der Uebermacht, die Höfe sinken in Asche, der Wolf überfällt die Flüchtigen, und was dem entrinnt, wird von der Seuche dahingerafft. Das Dorf ist tot. Und der Wald tritt in sein Recht. Die Brombeere kriecht in die wilde Brache, bald zittert ein Birklein auf, die Herdstellen wuchern in Nesseln und Wacholdern, und zuletzt herrscht wieder der dunkle Tann wie vor anderen tausend Jahren. Und niemand wüßte, daß hier einmal eine Menschensiedlung war, wenn nicht die vermoosten Steinreihen von einstigen Feldrainen und die zufällig entdeckten Brandsteine von uralten Feuerstellen redeten.

Seit wieder tausend Jahren wuchert und waltet hier wieder der Wald, der sanfte Versöhner, und breitet seinen grünen, sonnengesäumten Mantel über das Schicksal der Verschollenen, deren Seelen im Sommerwinde singen und sagen, wie schön es hier war, einst, im Frieden und im Licht des reinen, frühlingshaften Menschentums früher Siedelzeit.

Ein dunkles, schreckhaftes Geschick hat den Ort verbraust und den Namen verweht, wie die Menschen.

Singe, Sommerwind, singe vom verschollenen Dorf!

Die erste deutsche Gebirgsbahn feiert ihr 20jähriges Bestehen



Blick auf das herrliche Massiv des Wendelsteins. In der Mitte sieht man einen Wagen der Bahn zwischen Felstunnels auf der Fahrt zum Gipfel.

Die Wendelsteinbahn wurde 1912 nach Ueberwindung außerordentlicher technischer Schwierigkeiten als erste deutsche Gebirgsbahn eröffnet. Sie führt von der bayerischen Station Brannenburg auf den 1840 m hohen Wendelstein, dessen prächtige Alpenaussicht auf diese Weise auch für die erschlossen wird, denen sonst die schwierige Gipfelersteigung nicht möglich wäre.

Linienschiff „Schlesien"

Eine Begegnung auf der Ostsee. — Vom erwachenden Danzig. — Irrlichter über bewegten Wassern.

Von Detlev Sieveking, z. Zt. an Bord der „Preußen".

Das war ein sonniges Erlebnis! Und doch fing es ein wenig trübe an. Von Swinemünde nach Pillau führt der bequemste Weg aus dem Reich nach unserem Ostpreußen, aber er ist nicht immer der ruhigste, auch wenn sich hier keine korridorfanatischen Polen einmischen. Die beiden Motorschnellschiffe des Seedienstes Ostpreußen, die uns schlimmstenfalls gegen alle Warschauer Schikaneversuche sicherstellen könnten, müssen sich schon zuweilen gefallen lassen, von den gefürchteten kurzen Ostseewellen geschaukelt zu werden. Mit umso größerem Eifer höre ich vom Kapitän der „Preußen" eine gründliche Belehrung über die zuverlässigen Schutzwirkungen des neuen Mittels gegen die Seekrankheit.

Inzwischen stampft die „Preußen" ihren Weg. Und dienstbare Geister schleppen Legionen von Wassereimern hierhin und dorthin, wo jene den Tribut an die Zweigstelle Neptuns in der Ostsee entrichten, die ihn nicht vorher an die chemische Industrie unseres Landes abgeführt haben. Nebenbei: Wird sie Neptun zu ihrem Schutzherrn erheben?

Dienstbereite elektrische Funken vermitteln uns die neuesten Wetternachrichten. Keine freundlichen. Die See sei bewegt, heißt es in den Drahtneuigkeiten. Das wußten wir schon; denn sie wiegt uns mit grimmigen Armen. Später... ja später werde sie „grob", heißt es weiter. Da herrschte denn ein gemessener Ton auch auf der Kommandobrücke. Selbst die lange Sommernacht, die um diese Jahreszeit hier oben meist in der Dämmerung hängen bleibt, verfinsterte sich unter tiefliegenden düsteren Wolken.

„Wer treibt sich denn da noch herum?" äugte der Wachhabende durch sein starkes Glas in die unendliche, von der Nacht fast verschlungene Wasserwelt voraus. Es ist nicht herauszubekommen. Wir werden das Geheimnis bald lüften; denn wir sind ja das flinkeste Schiff auf dieser Fahrstraße und rennen alles in Grund und Boden, was uns in den Weg kommt. Stolz werden wir auch an den beiden Schiffen — oder ist es doch nur eines? — vorbeikommen, die allerdings weit voraus auf den hohen Wellen tanzen.

Wir sputen uns. Sonderbar. Diese beiden Lichter bleiben immer in der gleichen Entfernung. Wir gewinnen trotz voller Fahrt kein Meter gegen sie. Was das wohl sein mag? Sind das überhaupt Schiffe, oder sind es Irrlichter? Stundenlang wartete auch ich gespannt auf die Lösung dieser Frage, Vergeblich. Hundemüde schwankte ich in die Kabine. Außenbord. Schiele durch das Bullauge. Immer noch blitzen die sonderbaren Lichter in unendlich erscheinender Ferne etwas seitlich weit, sehr weit voraus. Ich träume unter ihrem Eindruck eine schaurige Seegeschichte zusammen und bin im Hinüberdämmern aus dem Bewußtsein in das süße Reich des Allesvergessens einige Male dicht bei dem Entschluß, nachzuschauen, wer denn den dummen Scherz macht, immer wieder von draußen an das Bullauge zu pochen. Mit Mühe rede ich mir die Beruhigung ein, daß es die hochgehenden Wogen sind und...

Als ich die Augen wieder öffne, ist es taghell. Die Uhr behauptet tickend, es sei noch nicht ganz sechs Uhr morgens. Schwarze Schatten treten in das Rund des Bullauges. Da springe ich auch schon in die Beinkleider. Das muß ich mir genauer ansehen. Torpedoboote! Flink auf die Brücke. Nun liegen sie schon etwas zurück, die schwarzen Gesellen. Deutsche Torpedoboote. 90 und 110. Das waren die Nachtgespenster. Wohin geht ihre Fahrt? Unwillkürlich wandert das Auge voraus. Dort liegt ein wuchtiges schwarzes Etwas. Jetzt verschleiert von einer Regenböe. Aber dann taucht es wieder auf. Gewachsen. Und bald kann man sich die Wahrheit zusammen reimen. Die beiden Torpedoboote streben jenem Etwas zu. Und das wird das Linienschiff „Schlesien" sein.

„Da müssen wir hin!" Der das sagt: ist der Kapitän. „Erst lege ich in Zoppot an, aber dann fahren wir ganz dicht heran! Die Umrisse am Horizont dorthinten sind Danzig. Da macht das deutsche Geschwader seinen Besuch. Hoffentlich kommen wir noch rechtzeitig 'ran!"

Spannung und Freude auf unserem Schiff trotz des Seegangs, als es Gewißheit wird, daß wir die Begegnung mit dem verankerten Kriegsschiff sicher erleben werden. Die Torpedoboote haben wieder hohe Fahrt gemacht und sind rasch an das Linienschiff herangegangen, schaukeln unter den wuchtigen Geschützrohren wie junge Enten unter der Hut des scharfen Schnabels ihrer Mutter. Als wir herankommen, sehen wir, daß die Torpedoboote doch noch zweihundert bis dreihundert Meter von der „Schlesien" abliegen. Sie bekommen unser erstes Hurrah! Kräftig und froh gegeben von rund hundert Jugendlichen, die in Ostpreußen wandern wollen, und ebensoviel Alten.

Und dann kommt der große Augenblick, in dem wir zum Greifen dicht an das Linienschiff herangehen. „Wir werden einen ganzen Kreis herumfahren", verbricht der Kapitän. Wie vergnügt sind sie auf dem Linienschiff, als sie unsere Absicht merken! Auf allen Decks, von allen Panzertürmen bis in die höchsten Spitzen der Gefechtsmaste hinauf winken sie mit ihren weißen Galamützen. In luftiger Höhe baut sich die Schiffskapelle auf. Admiral Foerster bringt uns einen musikalischen Morgengruß, einen flotten, lustigen, schwingenden Marsch. Scharfer Wind reißt unsere Hurrahs vom Munde weg. Aber wir schwenken die Mützen, winken mit den Armen, und ein Widerhall von der Schiffswand zeigt uns, daß unser Hurrah doch angekommen ist.

Immer wieder treibt uns die hochgehende See ab. Und doch runden wir unseren Kreis. Plötzlich in Begleitung: Aus Danzig kommen große und kleine Schiffe mit bunten Wimpeln durch das Grau des Morgens und eines sich immer wieder verdichtenden Regenschauers. Ganz Danzig scheint nicht auf den Beinen, aber auf dem Wasser zu sein. Das Grüßen und Begrüßen nimmt kein Ende. Niemand denkt an Wind und Wetter. Alle wärmt ihr heißes Herz, das für Deutschland und die Deutschen schlägt. Viele hundert auf dem Kriegsschiff; viele hundert in kleinen und großen Schiffen rings auf dem schäumenden Meer. Menschen, die sich nicht kennen, und die doch begeisterte Freude durchdringt, wie sie sich hier, in der Danziger Bucht bekennen dürfen zu ihrer aller heißesten Liebe: Deutschland!

Ortelsburg — das zoologische Bayreuth

Der größte Falkenhof bringt die erste Vollbeize.

Von Walter Pehlgrimm-Ortelsburg.

Nach der Anmeldung auf der Wache des Ortelsburger Jägerbataillons begleitet mich ein Wachsoldat über den Kasernenhof zum Falkenhof. Aus geöffneten Fenstern dringt die Musik der Jägerkapelle an das Ohr des Besuchers. Auf dem neuen Kasernenhof wird exerziert, und ganz hinten arbeitet eine Gruppe Soldaten mit Hacke, Spaten und anderem Handwerkszeug. Der Falkenhof soll vergrößert werden. Und schon stehe ich vor der Kolonne, die von Falkenmeister Stock beaufsichtigt wird. Da hebt er auch schon die Hand zum Gruß. Bevor der Meister dann auf seine einzelnen Schützlinge zu sprechen kommt, erzählt er allgemein von der Falknerei und bedauert, daß die Presse immer noch zu wenig Verständnis für sie aufbringt. Heißt es aber anderseits insofern gut, als er dadurch Gelegenheit hat, in aller Ruhe sein Ziel, das die Höchstleistung in der Falknerei darstellt und in diesem Sommer erreicht wird, zu verfolgen. Wenn man ihn so sprechen hört, muß man bedenken, daß der Ortelsburger Falkenhof der größte in Deutschland ist und auch der maßgebende überhaupt, daß also die Stellen und Personen, die sachlich über praktische und theoretische Falknerei etwas erfahren wollen, nur in Ortelsburg dazu Gelegenheit finden. Sagt doch selbst Professor Tienemann von der Vogelwarte Rossitten, daß die Stadt Ortelsburg eine Bedeutung wie beispielsweise Bayreuth durch seine Festspiele erlangen wird.

Welches große Ziel verfolgt nun aber Falknermeister Stock und wie zeigt er uns sein Werk? Er will in diesem Sommer zur Vollbeize übergehen, d. h. er will nicht nur — wie bisher — mit Tauben und Kaninchen auf die Beizjagd gehen, sondern auch mit Pferden und Hunden. Wer ein wenig Ahnung von der Falknerei hat, weiß, daß dieses Ziel nicht nur die heutige Höchstleistung in der Welt darstellt, sondern gar nicht überboten werden kann. Im Herbst findet dann in Ortelsburg die erste, große Schaubeize statt — die größte Deutschlands und der ganzen Welt! Wenn man bedenkt, daß die Falknerei fast alle Gebiete des Lebens — praktische und theoretische — umfaßt, so erscheint es eigentlich seltsam, daß der Kreis, der sich mit der Falknerei beschäftigt, noch so klein gezogen ist. Da der Laie sich nicht vorstellen kann, daß der Fachmann den Falken hoch oben in der Luft so zu lenken vermag, daß der fliegende Vogel auf den Pfiff gehorcht wie der Hund auf das Wort, so bleiben ihm selbstverständlich auch wissenschaftliche Nutzungswerte und praktische Errungenschaften der Falknerei unverständlich. Natürlich muß der Falkner bei solchem „Luft-Unterricht" sich ganz in die Psyche des Vogels hineinversetzen. Der Junge Falke im Hofe ist genau so zu erziehen wie der Falke daheim bei den Alten im Wildflug. Erst im Nest, dann die ersten Flugversuche mit ihren Unsicherheiten und dann ganz zuletzt die sicheren Flüge. Nichts geht auf Kosten des Falken. Dagegen wird alles zum Nutzen der Menschheit getan.

In der Arbeitskammer des Ortelsburger Falkenhofes sieht man die verschiedensten Federn, Krallen und anderen Teile der Luftbeherrscher. Man muß staunen, wie der Falknermeister in seinem Fach vielseitig erfahren und bewandert ist, und auf jede Frage sofort die richtige Antwort gibt. In dieser Arbeitskammer befindet sich auch eine Kühlanlage, sehr einfach aus einer Tonne hergerichtet, denn viel Unterhaltungsgeld steht dem braven Falknermeister nicht zur Verfügung. Ohne sie wäre ein Falkenhof ganz unmöglich.

Neun Falkner hat der Ortelsburger Falkenhof zur Zeit. Sie betreiben mit allem nötigen Ernst, aber auch mit aller Liebe die Falknerei, die — wie gesagt — alle Gebiete des Lebens umfaßt und anderseits wieder in ihren Uranfängen doch schon bis 6000 vor Christi Geburt zurückreicht. Wir finden im Falkenhof Ortelsburg auch den kleinsten Adler von Ostpreußen, den Schreiadler. Außerdem gibt es dort einen sechs- bis zehnjährigen und zwei einjährige Hühnerhabichte. Das Alter erkennt man an den Augenringen. Zuerst sind sie gelb, später rot. In einem weiteren Verschlag befindet sich ein Wildfanghühnerhabicht. Auch einen nach Rosenberg in Oberschlesien ausgekniffenen Falken beherbergt der Ortelsburger Hof. Er kam ohne Paß und Visum durch den Korridor. Ein anderer „Ausbrecher" — ebenfalls ein Falke — kam nicht wieder. Er soll z. Zt. im Zoologischen Garten in Warschau sein. Im ganzen beherbergt der Ortelsburger Falkenhof drei Bussarde, einen Schreiadler, einen Uhu, zwei männliche, fünf weibliche Habichte und einen Wanderfalken.

Der Sternenhimmel im Juli

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Dem Juli entspricht das Tierkreiszeichen des Krebses und dem Januar das des Steinbocks. Sinnbildlich wird hierdurch das Aufsteigen und das Rückwärtsgehen der Sonne in diesen Monaten angedeutet. Zwar ist das im Juli auftretende Kürzerwerden der Tage noch nicht sehr beträchtlich, doch wirkt es sich immerhin schon merklich auf eine Verbesserungsmöglichkeit der Fixsternbeobachtung aus. Um 23 Uhr (in der zweiten Monatshälfte um 22 Uhr) erblickt man im Süden den rötlich funkelnden Antares, den hellsten Stern des Skorpions. Seine Leuchtkraft wird nicht nur durch die verhältnismäßig geringe Entfernung von uns begründet, sondern auch durch die absolute Größe dieser Riesensonne, die unser Tagesgestirn um das Hundertfache übertrifft. In gleichen Abständen von ihm strahlen im Westen Spica in der Jungfrau und im Osten Saturn im Steinbock. Alle drei hellen Sterne haben die gleiche Höhe über dem Horizont des Südhimmels. Unweit vom Zenith leuchtet — etwas östlich — die helle Wega in der Leier. Eine Verbindungslinie zwischen ihr und Saturn trifft in der Mitte auf Atair im Adler. Im Westen ist in halber Himmelshöhe als Stern erster Größe nur Arktur im Bootes zu erblicken, während der Raum zwischen den vorgenannten Hauptlichtpunkten von Herkules, Schlangenträger, Schlange und Waage ausgefüllt wird. Am Nordhimmel sind die unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten immer sichtbaren Figuren Großer und Kleiner Bär, Drache, Cepheus und Kassiopeia vereinigt, alle ziemlich hoch stehend. Von ihnen leitet eine an auch nur mäßig hellen Sternen arme Gegend zum Fuhrmann über, dessen Hauptstern Capella einsam in den Dünsten des Gesichtskreises funkelt. Neu kommen dagegen im Osten und Nordosten Pegasus, Andromeda und Perseus herauf und unter ihnen das kleine Dreieck, alles bereits ausgesprochene Herbstkonstellationen. Der Südosten zeigt erstmalig wieder das Bild des Wassermanns, aus dessen Südteil im letzten Monatsdrittel sich der Sternschnuppenschwarm der Aquariden auszubreiten scheint. Eine Beobachtung dieser Schnuppen, deren Bahnen sich durch Länge und deren Bewegungen sich durch Langsamkeit auszeichnen, erfolgt am zweckmäßigsten in der zweiten Nachthälfte.

Die Planeten sind im Juli sämtlich beobachtbar. Merkur gut in der ersten Hälfte, wo er eine gute Stunde am nordwestlichen Abendhorizont nach Sonnenuntergang aufgesucht werden kann. An Helligkeit verliert er bis zur Monatsmitte allerdings fast eine ganze Größenklasse. Venus, in den ersten Monatstagen noch unsichtbar, geht dann aber schnell immer früher vor der Sonne auf und beherrscht gegen Monatsende bereits von der zweiten Morgenstunde ab als Morgenstern das Firmament. Mars im Ostteil des Stieres geht ihr um eine Stunde voraus, taucht also schon um 1 Uhr nachts aus den Dünsten des Horizonts empor. Jupiter, der die Nelle des Abendsterns einnahm, sieht sich in ihr immer mehr beschränkt, denn er muß anfangs noch zwei, zu Juliende knapp eine Stunde nach der Sonne unter den Gesichtskreis hinab, und auch seine Helligkeit zeigt stetige Verminderung. Saturn dagegen erobert sich den Abendhimmel. An der schon beschriebenen Stelle im Steinbock ist er bei zunehmender Leuchtkraft, die gegen Monatsschluß ihr Jahresmaximum erreicht, die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 24. gelangt er in Opposition zur Sonne. Mit den Fischen kommt Uranus in der zehnten Abendstunde ebenfalls für den Rest der Nacht in unser Blickfeld, während endlich Neptun am Abendhimmel etwa bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang unfern vom Hauptstern des Löwen (Regulus) mit kleinen optischen Hilfsmitteln zu finden ist.

Die Erde erreicht am 3. Juli um 21 Uhr den sonnenfernsten Punkt ihrer Bahn, auch Aphelium genannt, sie ist in jenem Augenblicke 152 Millionen Kilometer von ihrem Muttergestirn entfernt gegenüber 149 Millionen im Januar. Am 23. tritt das Tagesgestirn vom Zeichen Krebs in das des Löwen über. Der Mond zeigt folgende Hauptphasen: Neumond am 3. um 23 Uhr 15 Minuten, Erstes Viertel am 11. um 4 Uhr, Vollmond am 17. um 22 Uhr, Letztes Viertel am 25. um 14 Uhr 45 Minuten.

Der Feldmarschall, der desertieren wollte.

Der englische Generalfeldmarschall Sir William Robertson, der während des Krieges Chef des englischen Generalstabes war, hielt kürzlich einen Rundfunkvortrag. Hierbei plauderte der alte Soldat mit bewundernswerter Offenheit ein kleines Geheimnis aus seinem militärischen Leben aus: Er wäre beinahe einmal desertiert! Als junger Soldat mußte der Feldmarschall, der als Rekrut von der Pike auf diente, mit einem Dutzend Kameraden in einer Stube schlafen. Er war zwar durchaus kein Musterknabe, aber das Fluchen und das übermäßige Trinken der hartgesottenen alten Berufssoldaten, mit denen er sein Zimmer teilte, ging ihm doch auf die Nerven. Er hatte Heimweh, lag des Nachts stundenlang wach und wünschte, er wäre nie zu den Soldaten gekommen. Und in einer dieser Nächte wurde der schon längere Zeit gehegte Gedanke der Fahnenflucht zum festen Entschluß. So wäre der heutige Generalfeldmarschall damals zum Deserteur geworden, hätte ihm nicht ein Kamerad einen schlechten Streich gespielt. Als nämlich Robertson aus dem Bett kriechen, seine Zivilkleider aus dem Spind holen und sich in ihnen davon schleichen wollte, da mußte er die Entdeckung machen, daß sein Bettnachbar eben mit Robertsons Anzug aus dem Fenster geklettert war. Aus dem Desertieren wurde also nichts, und der junge Soldat fand sich mit dem harten und ungewohnten Kriegerleben ab. Dafür brachte er es auch zur höchsten Stelle im englischen Heer.